

Auf dem Pilgerweg – zwei Erfahrungsberichte

◆ Was beschäftigt Pilgernde auf ihrem Weg? Welche Erlebnisse prägen sie? Zwei Erfahrungsberichte geben exemplarisch Einblick.

Pfarrer *Walter Wimmer* leitet aus der Reflexion seines Weges nach Santiago de Compostela eine „Theologie der Füße“ ab und meditiert spirituelle und pastorale Grundhaltungen, die den Wegerfahrungen entsprechen.

Der Linzer Dompfarrer *Maximilian Strasser* gibt mit seinem „Nach-Gedachten“ Einblick in Konzeption, Planung und Durchführung von Gruppen-Wallfahrten der Dompfarre nach Mariazell. Anregend ist die Tatsache, dass das Unterwegssein die Pilgernden zunehmend verbindet, und wie die Wallfahrten im Leben der Pfarre und der einzelnen prägend präsent bleiben. (Redaktion)

Walter Wimmer

Pilgern ist Beten mit den Füßen

Zum 60. Geburtstag habe ich drei Monate Sabbatzeit erbeten. Mit einem Gefährten pilgerte ich zwischen 30. April und 13. Juli 2003 von Einsiedeln in der Ostschweiz auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela und Finisterre. Von den 2.250 Kilometern bin ich mit dem 13 kg schweren Rucksack in der ersten Hälfte täglich etwa 35 km, in der zweiten Hälfte etwa 28 km gepilgert.

Warum nicht auch eine „Theologie der Füße“?

Es gibt eine Theologie des Herzens, eine Theologie des Kopfes, eine Theologie der Hände.

Bei der *Theologie des Herzens* denke ich an die Herz-Jesu- und Herz-Maria-Ver-

ehrung. Herz bleibt ein Ursymbol des Menschen als personales Zentrum der Liebe. Es ist als Beziehungszentrum in der Mitte zwischen der von der westlichen Hemisphäre betonten Kopfschale und der im Fernen Osten eher bestimmenden Beckenschale.

Der *Theologie des Kopfes* entspricht eine natürliche Theologie, gemäß der jeder vernunftbegabte Mensch den Schöpfer aus den Geschöpfen erkennen kann (Weish 13,1ff.): fides quaerens intellectum – der Glaube, der auch vor dem Anspruch unseres Intellekts besteht, selbst wenn er alles Begreifen übersteigt.

Bei der *Theologie der Hände* denke ich u.a. an die segnende und oft sakramentale Handauflegung. Es genügt nicht, „Hörer des Wortes“ (Karl Rahner) zu sein, sondern es gilt, auch entsprechend leibhaftig zu *handeln* (Jak 1,22).

In unserem Glauben ist „der Leib der Schlüssel zum Heil“. Was ganz(heitlich) und gut ist, braucht „Hand und Fuß“, also auch die Symbolik der Füße. Sonst ist es zu wenig geerdet und erfahrungsfremd. Jede Einseitigkeit bloß einer Theologie des Herzens, des Kopfes, der Hände oder der Füße kann freilich zur verhängnisvollen Engführung werden. Auch wenn ich meine Gedanken um den Glauben, der Beine macht, kreisen lasse, so stehen sie als „pars pro toto“, denn alle Glieder gehören zu dem einen Leib (vgl. 1 Kor 12).

Erfahrungshintergrund

Da wir keine Nomaden mehr sind, war der lange Weg eine große körperliche Herausforderung, zumal für meine Füße. Bereits am dritten Wandertag vermerkte ich in meinem Tagebuch: „Allmählich begannen die Fußballen zu schmerzen.“ Am sechsten Tag notiere ich: „Ich merkte, dass Franz zusehends mit seinem rechten Knie Probleme hat.“ Bald war die Knieentzündung bei meinem Pilgergefährten so schmerzhaft, dass er nicht mehr gehen konnte. Die Beine rebellierten gegen die Überanstrengung.

Jede Krise bedeutet aber auch Chance. Die eigenen Grenzen einzugestehen und damit leben zu lernen, fällt jedem Perfektionisten schwer. Es war eine Einladung, mein Schrittmaß zu finden und zugleich im gegenseitigen Aufeinanderangewiesen-sein voranzukommen.

Mein Pilgergefährte ist, statt umzukehren, mit dem Zug nach Frankreich gefahren und hat mich vier Wochen mit Bus und Zug „begleitet“. An drei Sonntagen haben wir uns getroffen, in Le Puy, Conques und Moissac. Ab St. Jean-Pied-de-Port bei den Pyrenäen gingen wir – trotz aller verbleibenden Schmerzen – wieder gemeinsam.

Auch ich erlebte in den Füßen meine Grenzen, denn es begleitete mich für den Großteil des Weges eine Mittelfußentzündung, die ich erst daheim durch Ultraschall- und Hochvolttherapie auskurieren konnte. Ich bin um einige Einsichten reicher geworden: Die Füße sind fürwahr kein unwichtigeres Glied als die anderen.

„Wenn der Fuß sagt: Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leib!, so gehört er doch zum Leib ... Der Kopf kann nicht zu den Füßen sagen: Ich brauche euch nicht. Im Gegenteil, gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich ...“ (1 Kor 12,15.21f.)

Für den Zusammenhalt der verschiedenen Glieder des einen Leibes Christi, der Kirche, folgt: Wenn den Schwachen ihre gleichwertige Stellung zugesagt wird und einträchtige Sorge füreinander das Wichtigste ist, gehört die Gemeinschaft wesentlich zu unserem Pilgersein. Die Förderung derer, denen es schlecht geht, zeichnet das Volk Gottes unterwegs besonders aus.

Wer um das Warum und das Ziel des Weges und der Bewegung weiß, erträgt fast jedes Wie! Ich habe nie daran gedacht aufzugeben; ich habe allerdings manchmal gezweifelt, ob es mir geschenkt ist, durchzuhalten. Ich wusste: Wenn es glückt, war es mehr als eigene Leistung – was im Zusammenspiel von Leistung und Gnade eines der größten Geheimnisse bleibt.

„Es kann nicht darum gehen, das Leben durch diesen ‚Weitwanderweg‘ zu verbreitern oder zu verlängern (als Sport, Leistung, Selbstbestätigung, ...). Es kann nur darum gehen, das Leben zu vertiefen. Die Quantität kann die Qualität nicht ersetzen, sondern nur Ausdruck der Qualität sein, d.h. der Weitwanderweg soll durch Distanz, Länge, Weite ... Abstand schaffen und den Blick für das Wesentliche freigeben und ein Weg in die Tiefe werden – der

Beziehung zu Gott, zum Nächsten und zu sich selbst. In der Einsamkeit des Gehens, im Zurückgeworfensein auf sich selbst ist es leichter, die Be-weg-gründe zu unterscheiden und sich für die wahren und guten zu entscheiden. Nicht unwichtig ist dabei die Ganzheitlichkeit der Erfahrung: Leib und Seele, Psyche und Soma sind mit angesprochen und eingeschlossen“ (Tagebucheintragung 14. Mai).

Sprachlicher Zugang: „Mir geht's gut“

Die Sprache als „Haus des Seins“ (Martin Heidegger) offenbart die Bedeutung der Füße. Warum sagen wir „Es geht mir gut“ und nicht „Ich gehe gut“? Zum Gut-gehen sind die Füße unbedingt notwendig, aber das eigene Gehen allein genügt nicht. Es bedarf eines nicht mehr machbaren geschenkten Mehrwertes. Es geht mir nur gut, wenn ich gehe und mich zugleich im Vertrauen gehen lassen kann. Dieses „Es“ ist mehr als eine unpersönliche Kraft; es ist das Eingebundensein in ein Beziehungsgeflecht der mitmenschlichen und letztlich der göttlichen Geborgenheit.

Es hat wohl auch indirekt mit den Füßen zu tun, dass ich etwas ver-stehe, also um den Grund weiß, auf dem ich stehe. Wenn man be-sitzt, versessen ist, wird man leicht bewegungslos und bleibt bei sich stehen. Wie schwer haben es deshalb Reiche, ins Himmelreich zu kommen. Sie sind in Gefahr zu glauben, niemanden mehr zu brauchen, der sie beim Namen ruft; und sich – wie die Turmbauer zu Babel – den Namen selbst zu machen.

Auf meinem Weg habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass ich mich verlaufen habe. Die fast einzige Möglichkeit, mich wieder auf den rechten Weg zu be-

geben, war, das Ver-gehen einzusehen und umzukehren zum letzten Wegweiser, der die Orientierung angibt.

Auf dem Wege kommen einem hinsichtlich der tieferen Bedeutung unseres „Gehwerkes“ viele Fragen: Wie wird mein Leben einmal *aus-gehen*? Ich sinne darüber nach, was mich *an-geht*? Werden die Träume der Jugendlichen *auf-gehen*? Gibt es im Leben etwas, das mir wirklich *ab-geht*? Welche Schwierigkeiten neige ich zu *um-gehen*? Was heißt auf Mitmenschen *ein-gehen*? Was ist mein Auftrag, der an mich *er-geht*? Wen lasse ich eigentlich mein Seelenstübchen *be-gehen*? Welche Werte sind es, die mir vor allem *vor-gehen*? Welchen Lebensfragen muss ich noch intensiver *nach-gehen*?

Letztlich entscheidet über Sinn und Unsinn, Gelingen und Scheitern unseres Lebens, wie wir miteinander *um-gehen*. Als Richtschnur gilt die Gerichtsrede: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder (und Schwestern) getan habt, das habt ihr für mich getan.“ (Mt 25,40) Die wichtigste Erfahrung des Pilgerns ist freilich: Der Weg ist nicht nur das Ziel, sondern er hat ein Ziel.

Zugang über die Wunden an den Füßen

Fast alle Pilger längerer Strecken erleiden Verwundungen, so auch ich und mein Pilgergefährte. Wunden auf dem Weg haben mir neben der Erfahrung der eigenen Grenzen eine wesentliche Erfahrung in der Beziehung zum Nächsten ermöglicht: Die PilgerInnen haben die Wunden nicht voreinander verborgen, sondern gezeigt und einander solidarisch geholfen, um Schmerzen zu erleichtern und Wunden zu heilen.

Ich habe es selbst des Öfteren erfahren, sei es durch Fußmassage, durch chiropraktische oder andere medizinische Behandlung. Keiner hat die Achillesferse beim anderen gesucht, um ihn auf den wunden Punkt zu treffen. Alles unfaire Ausnützen der Schwächen des anderen oder ein Bloßstellen der wunden Stellen lagen fern. Wir sind vielmehr einander offen begegnet – in aller Verletzbarkeit. Gerade dadurch ist eine tiefe Weggemeinschaft entstanden. Wir sind gut miteinander umgegangen. Darstellungen des hl. Rochus, der seine durch den Einsatz bei Pestkranken verursachten offenen Wunden am Bein zeigte, waren oft auf dem Weg anzutreffen.

Auch wenn die Motivationen der Jakobspilger sehr unterschiedlich sein mögen, suchen doch die meisten ein Stück Versöhnung. Mir ist deshalb immer wieder der biblische nächtliche Jakobskampf als Deutung dieses Gehens und vor allem des Lebensweges in den Sinn gekommen: Jakob, der durch Schliche das Erstgeburtsrecht für sich ergattert hatte und auch sonst nie zimperlich im Umgang mit andern war, kämpft in dieser Nacht der Rückkehr in seine Heimat mit einem unbekannten Wesen, von dem er nicht lässt, ehe es ihn segnet. Es ist Gott selbst, mit dem er ringt. In dieser Nacht wird er mit Gott, mit dem Bruder Esau und mit sich selbst versöhnt. In der Folge war er „fußwund“: „Er hinkte an seiner Hüfte“ (Gen 32,32). Wer Shalom finden, wer also seelisch zum Frieden kommen will, der muss offenbar damit rechnen, dass er hinkt, also innerweltlich ein Stück ärmer wird.

Wer die Nacht zum Tag macht, meint alles selber machen zu können, obwohl gerade körperlich und seelisch vieles nur wachsen kann. Es war für mich ganz wichtig, mich in der Nacht in den Schlaf fallen zu lassen, Hände und Füße von mir zu

strecken und ihnen Ruhe zu gönnen, um die nötige Rekonvaleszenz zu erfahren, freilich manchmal auch durch nächtliche Schmerzen hindurch.

Fußwaschung als „vergessenes Sakrament“

Neben dem sakramentalen Zeichen der Handauflegung wurde auch die Fußwaschung in der alten Kirche (im 3. und 4. Jahrhundert) von vielen als Sakrament angesehen, mancherorts mit der Taufliturgie verbunden, über die Jahrhunderte einfach „mandatum“ genannt, da sie mit dem „neuen Gebot“ (Joh 13,34) verbunden war. Sie steht bei Johannes dort, wo die Synoptiker vom Abendmahl berichten. Jesus selbst tut diesen oft von Sklaven verrichteten Dienst der Gastfreundschaft.

Fußwaschung ist für alle Fußwunden und Wegmüden nicht nur ein Zeichen der Zuwendung und Liebe, sondern verwirklicht sie zum Heile (und zur Heilung) der Betroffenen. „Wir hatten die Etappe von Navarrenx nach St. Palais unterschätzt, so dass wir völlig erschöpft erst um 18.20 Uhr ankamen. Im leeren Klostergang der Franziskanerherberge verwies man uns auf das ‚Office‘, d.h. den Gottesdienst in der Kapelle; es war eine Messe. So sehr ich froh war, daran teilnehmen zu können, wünschte ich mir jedoch nichts sehnlicher als eine ‚Fußwaschung‘. Denn ich hatte bei meinen brennenden Sohlen nichts dringender nötig und ich hätte mir im Moment kein größeres Labsal denken können als eine Fußwaschung“ (Tagebucheintragung 11. Juni).

Vielleicht müssen wir mehr „per pedes apostolorum“ unterwegs sein, um einander in Augenhöhe zu begegnen und den tiefen Gehalt der Fußwaschung wieder zu

erfahren! Auch Jesus hat sich die Füße von der Sünderin waschen und salben lassen. Während die Pharisäer dies mit Sünde, Bloßstellung und Ungehörigkeit verbinden, spricht Jesus von Liebe, Wiedergutmachung und Versöhnung.

Wenn Jesus uns aufträgt: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe“ (Joh 13,15), so heißt dies, einander die Füße und nicht den Kopf zu waschen, einander in Liebe zu dienen anstatt übereinander zu herrschen. Dazu darf man nicht buckeln, sondern muss sich bücken; dazu darf das Mehr des Einen nicht vom Weniger des Anderen leben.

Der mit Händen und Füßen ans Kreuz Gebundene

Wer kennt nicht Wegstrecken, auf denen er auf der Stelle zu treten scheint oder den Eindruck hat, es gehe zurück oder gar in den Abgrund, es geht nichts mehr: Ich stehe völlig an, körperlich, psychisch; ich bin behindert, gelähmt, bewegungslos gefesselt an das Krankenbett, weit weg von allen Idolen des Agilen und Flexiblen? Und: „Was aber ist, wenn Totenstille eintritt?“ (Ingeborg Bachmann)

Der Jakobsweg ist gesäumt mit vielen Wegkreuzen. Jesus ist alle Wege gegangen, leichte und steile, Spazierwege und vor allem den Kreuzweg – bis hin zur Bewegungslosigkeit und Starre des Todes. (Ps 22,17: „Sie durchbohren mir Hände und Füße.“) Das Kreuz mit den Wunden an den Händen, im Herzen und an den Füßen ist Ausdruck der äußersten Mitleidenschaft Gottes, seiner Solidarität bis dorthin, wo nichts mehr geht.

Vom sündigen Volk Gottes heißt es: „Der ganze Kopf ist wund, das ganze Herz

ist krank: Vom Kopf bis zum Fuß kein heiler Fleck, nur Beulen, Striemen und frische Wunden“ (Jes 1,5f), vom Knecht Gottes hingegen: „Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,5). Als Auferstandener sagt Jesus: „Seht meine Hände und meine Füße an: Ich bin es selbst“ (Lk 24,39). Hände und Füße stehen für den ganzen Menschen.

Im Nicht-mehr-gehen, in den Wunden, im Tode kommt Gottes Kraft zur Vollendung. Während dies Nichtchristen unverständliches Ärgernis und Torheit bleibt, leben wir aus der Gewissheit, dass unser Lebensweg letztlich nicht eine sinnlose Sisyphusarbeit oder ein auswegloses Labyrinth ist, sondern ein Fortschreiten auf einem Weg, der trotz des scheinbaren Endes eine heile Vollendung und ein vollendendes Ziel hat. Wie dem zu Boden gestürzten Paulus wird der Herr auch zu mir sagen: „Steh auf, stell dich auf deine Füße!“ (Apg 26,16) – Solche Gewissheit nimmt meinem Gehen selbstgenügsame Sicherheit, aber auch verbissene Verzweiflung; sie schenkt mir Heiterkeit und Gelassenheit (vgl. Röm 8,38f).

Aufgabe der Kirche

„Es ist wichtig, dass jeder sein Schrittmaß auf dem Jakobsweg und auf dem Lebensweg findet und geht. Marschieren im gleichen Schritt mag für eine als ‚acies bene ordinata‘, also für eine wie eine Schlachtreihe vorgestellte Kirche gelten, aber nicht für das ‚Volk Gottes unterwegs‘ des Zweiten Vatikanischen Konzils. Es ist wohl auch nicht richtig, den anderen ‚die Waden nach vorne zu richten‘ und sie so ‚wieder katholisch zu machen‘. Ist es nicht vielmehr Aufgabe der Kirche, gleichsam ‚Gîte d'étape‘, d.h. Pilgerherberge für die Menschen auf ihrer irdischen Pilgerschaft, zumal den Weg-

müden und Wegwunden und jenen, bei denen nichts mehr geht, anzubieten? Ist es nicht vornehmste Aufgabe der kirchlichen Amtsträger ‚nicht Herren des Glaubens, sondern Diener der Freude‘ (2 Kor 1,24) zu sein?“ (Tagebucheintragung 10. Juni)

Der Autor: Dr. Walter Wimmer, geb. 1943, 1977–1984 *Spiritual am Linzer Priesterseminar*; 1977–1987 *Prof. für christliche Spi-*

ritualität an der Kath.-Theol. Hochschule Linz; seit Sept. 1984 *Pfarrer in Linz-St. Konrad*; langjähriges Mitglied der *Pastoralkommission Österreichs*; seit 1988 *Sprecher des Priesterrates der Diözese Linz*. *Veröffentlichungen: Eschatologie der Rechtfertigung: Paul Althaus' Vermittlungsversuch zwischen uneschatologischer und nureschatologischer Theologie, München 1979; Gebetsnot und not-wendendes Beten, in: ThPQ 133 (1985), Hefte 1–4.*

Maximilian Strasser

Nach-Gedachtes zu zwei Wallfahrten

In den Jahren 2004 und 2006 lud die Dompfarre Linz jeweils in der vorletzten Woche der Sommerferien zu einer Wallfahrt nach Mariazell ein. Im Folgenden versuche ich zu beschreiben, warum diese Wallfahrt initiiert wurde und was bei der Planung und auf dem Weg bedeutsam erschien. Es ist ein Rückblick, in dem sich Beschreibung und Nach-Denken über das Erlebte vermischen. Das persönliche Erleben der Fußwallfahrt, vor allem der ersten Wallfahrt 2004, wird in der Darstellung mehr Raum einnehmen. Ebenso wird die persönliche Wahrnehmung von Einzelheiten in Vorbereitung und Durchführung spürbar sein.

1. Anlass und Anstöße zur Planung

Am 8. Dezember 2004 wurde der 150. Jahrestag der Verkündigung des Immaculata-Dogmas begangen. Die Linzer Bischofskirche ist der „Ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“ ge-

weiht. Bischof Franz Josef Rudigier hatte im April 1855 – gleichsam als Antwort auf diese Dogmatisierung – beschlossen, in Linz einen „Neuen Dom“ (wie er bis heute im Volksmund heißt) zu bauen und ihn der Unbefleckten Empfängnis zu weihen.

Als Dompfarre wollten wir dieses Jubiläum entsprechend vorbereiten und feiern. Im Oktober 2002 wurde in der Leitung des Pfarrgemeinderats erstmals darüber gesprochen; bald darauf setzte der Pfarrgemeinderat einen Festausschuss ein, dessen Mitglieder über theologische Vorträge und Predigten zu Fragen der Stellung Marias in der katholischen Theologie im Allgemeinen und das Immaculata-Dogma im Besonderen berieten. Zusätzlich sollte etwas unternommen werden, was den ganzen Menschen auf dieses Fest hin in Bewegung bringt. Der erste Gedanke war, eine Wallfahrt nach Lourdes zu unternehmen, und zwar so, dass eine Gruppe die letzte Wegstrecke in etwa fünf oder sechs Tagesetappen zu Fuß zurücklegen konnte.